Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 11

Artikel: Die falsche Verbindung [Schluss]

Autor: Brawand, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637100

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Indien während des ganzen letzten Jahrhunderts wurde die Ausbildung entweder verhindert oder, als die Bildungsstätten doch nach und nach ins Leben gerufen wurden, illusorisch gemacht durch die Nichteinstellung der so ausgebildeten indischen jungen Männer. Sogar jetzt bestehen noch ganz bedeutende Schwierigkeiten für den Sohn Indiens, in der Verwaltung seines eigenen Landes oder als Rechtsanwalt vor den Richtern seiner Gerichtshöfe Anstellung zu finden. Es ist tatsächlich genau so leicht oder vielleicht leichter für einen jungen Indier, in London in Staatsstellung einzutreten als in Delhi oder Calcutta.

Das meiste Kapital, das in indischen Eisenbahnen und andern öffentlichen Werken und in der Industrie angelegt ist, ist zwar in Indien erspart worden, aber es gehört wieder Engländern und andern Nichtindiern. Also müssen Zinsen ins Ausland bezahlt werden, für die kein Gegenwert herein kommt. Alles zusammen, die ins Ausland fließenden Teile der Verwaltungskosten, der Pensionen für Verwaltungs- und Armeepensionäre, besondere Unkosten, um indischen Söhnen die Gleichwertigkeit mit einer dreijährigen Studienzeit in London oder einer andern englischen Universität zu erkaufen, die Zinsen für die in Indien investierten Kapitalien und die Bezahlung eines großen Teils der Einfuhr (zumeist Luxusartikel für die europäische Bevölkerung, also eine volkswirtschaftlich nachteilige Einfuhr), sind in Tat und Wahrheit der Tribut der Unterständigkeit Indiens. Dieser Tribut beläuft sich auf Fr. 700,000,000 und mehr pro Jahr.

Wohl ist der Betrag nicht groß, wenn man ihn mit einer Bevölkerungszahl von rund 330 Millionen vergleicht. Aber wenn man mit dem kleinen Gesamteinkommen rechnet, so ist die Summe wohl eigentlich unerschwinglich zu nennen.

So sagt sich denn der Indier, entweder sollen diese Fremdlinge Teil seines Volkes werden und an den Mühseligkeiten oder Freuden der Volksgesamtheit teilnehmen: sie sollen Indisch werden, wollen sie indisches Brot essen und indische Staatspensionen haben, oder dann sollen sie Indiern Platz machen. Und man kann ihm das schwerlich verargen.

Daß der Engländer aber diese Bedingung annimmt, ohne durch die Verhältnisse dazu gezwungen zu sein, ist ebenso ausgeschlossen. Er kämpft für eine wirtschaftliche Position und wird sie halten, so lange er kann. Aber der ganze Kampf, so heroisch er auch erscheint von der einen Seite, so „vom Zaun gebrochen" wie er dargestellt wird von der andern Seite, liegt letzten Endes in der Unfähigkeit der politischen und volkswirtschaftlichen Führer und Verantwortlichen. Würden sie Mittelmäßigkeit auch nur um ein weniges überragen, so müßten sie imstande sein, dieses intelligente, arbeitsfreudige, wenn auch nicht so draufgängerische Volk so zu regieren und das reiche und zum größten Teile fruchtbare Land so zu verwalten, daß aus Armut Reichtum würde. Dann würden auch die paar Millionen Pfund nicht mehr drücken, weil das Verhältnis zum Gesamtreichtum dann ein günstigeres wäre. Und nicht nur das: die englischen Industrien würden in einem aufnahmefähigen Indien einen reicheren Markt für viele ihrer Waren haben, als es ein armes Bauern-Indien je sein wird.

Zwar werden auch in Indien Stimmen laut, die den Weg zu wissen scheinen. Sowohl im Lager Gandhis, der zwar gegenwärtig mit seinen Mitarbeitern im Gefängnis weilt — wer weiß, ob nicht die Zeit hinter Gefängnismauern besser verwendet wird, als die manches freien Mannes —, wie auch im Lager der indischen Kaufleute und Industriellen bricht sich langsam die Einsicht bahn, daß eine blühende Wirtschaft das Tor der Freiheit sein werde, daß aber eine blühende Wirtschaft nur mit einer neuen Währung, einer von Gold und Silber, von Ausland und von Kapital unabhängigen Währung, kommen könne. Da man nun mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß in England selbst die indienfreundliche Labour-Party nicht nur Indien sofort Selbstverwaltung gewähren wird, sobald sie wieder an die Regierung kommt, sondern auch in England eine auf den durchschnittlichen Warenpreis eingestellte „feste Währung" einführen und ausbauen wird, so kann Indien die Hoffnung hegen, ehe viel Zeit verflossen sein wird, sein Ziel in politischer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu erreichen. Der Westen kann dadurch nur gewinnen; denn die Weisheit, die der östlichen Kultur innewohnt, wird uns dadurch näher kommen und verständlicher werden.

Die falsche Verbindung.

Humoreske von Friedrich Brawand.

(Schluß.)

Dann erfreuten sich beide an den Melodien der „Zirkusprinzessin" und plauderten über die Operette. Plötzlich fragte Waldemar:

„Wollen Sie mir Ihren kleinen Namen sagen, Fräulein?"

„Ella!" sagte sie und blickte ihm in die Augen.

Waldemar öffnete den Mund, konnte aber kein Wort über die Lippen bringen. Das war der Gipfel! — Waldemar starrte seine reizende Tischnachbarin an. Eine halbe Minute verging, bis er die Sprache wieder fand.

„Ella?" stammelte er und griff sich an die Stirne. Jetzt war die Reihe an Ella, nicht zu begreifen.

„Ist denn der Name so entsetzlich, — Sie sind ja blaß?"

Waldemar wollte antworten, — und wurde leichenblaß. Wie ein Geistesabwesender starrte er nach einer Säule der Terrasse. An dieser Säule saß der Staatsanwalt von der Weid und neben ihm saß seine Tochter — Ella, die Waldemar mit großen, zornblitzenden Augen durchbohrte.

Waldemars Schläfen hämmerten, sein Herz pochte, über seinen Rücken rieselten kalte und warme Ströme, der Schweiß trat auf seine Stirne, seine Hand klammerte sich am Tischrand fest. Wie aus weiter Ferne kommend hörte er Ella Wills Stimme:

„Aber, — Sie werden ja ohnmächtig! — Mein Gott!"

Er war in der Tat einer Ohnmacht nahe. Er fühlte, wie eine weiche Hand seine fiebernde Hand ergriff und kam mit einem Schlag zu sich.

„Entschuldigung, Fräulein", lächelte er und ergriff dankend Ellas Hand. Zwei Augen schossen Blitze. Die Situation wurde peinlich. Waldemar erhob sich.

„Einen Augenblick, bitte!"

Er eilte nach der Vorhalle und ließ sich in einen Fauteuil fallen. Mit einem Taschentuch trocknete er die feuchte Stirne.

„Was soll das heißen, Waldemar!"

Wie von einer Natter gestochen sprang der Geplagte auf.

Fräulein von der Weid stand neben ihm.

„So — so, muß ich dich sehen?"

Waldemar warf rasch einen Blick um sich. Sie waren allein in der Vorhalle.

„Wie du mir, — so ich dir!" gab er zurück und machte wütende Augen.

„Was — du — — du — — —"

Ein Weinkrampf schüttelte Ellas Körper und warf sie in den Fauteuil. Waldemar war nicht im geringsten gerührt.

„Du hättest mir wenigstens Bescheid machen können, daß du mit mir nicht ausgehen kannst, heute Abend!"

„Daß du mit andern Damen —" schluchzte Ella.

„Es ist dein Fehler", sagte Waldemar.

„Impertinent!" zischte Ella.

Waldemar wurde böse.

„So, — jetzt spielst du die Unschuldige? — Ich gebe dir Rendez-vous um acht Uhr. Du läßt mich sitzen —"

„Rendez-vous?" stammelte Ella und trocknete die Augen.

„Keine Komödie, — ich bitte dich, Ella! Das sind Backfischmanieren!"

Ella schüttelte verständnislos den Kopf.

„Sehr gut, — sehr gut! Bleib' schön bei deinem Herrn Papa und laß mich heute Abend in Ruhe."

Ella richtete sich auf.

„Waldemar, — was soll das heißen? — Ich verstehe nicht!"

„Das soll heißen, daß ich kein zweites Mal mehr telephoniere!"

„Te—le—phonieren?"

„Entweder ist dein neues Zimmermädchen eine Gans, oder, was schlimmer ist, du machst dich über mich lustig!"

„Mein neues Zimmermädchen?"

Ellas aufrichtiges Erstaunen war sichtlich. Waldemar sah nichts, denn er war über die vor ihm stehende Ella bitterböse und in die auf der Terrasse sitzende Ella ernsthaft verliebt.

„Vielleicht findest du beim Tennisspiel einen andern Herrn!" Waldemar glaubte, Ella den Gnadenstoß versetzt zu haben und war nicht wenig erstaunt, als diese laut auflachte.

„Hör mal, Waldemar, — du bist ja närrisch! — Telephon — Zimmermädchen — Tennisspiel!"

In Waldemar kochte es.

„Was — du lachst? — Willst du etwa bestreiten, daß du heute nachmittag beim Tennisspielen warst?"

„Ja!" sagte Ella.

„Daß du ein neues Zimmermädchen hast?"

„Ja, ja!"

„Und daß ich dir telephoniert habe?"

„Das ist zu stark!" kicherte Ella.

„Oh", keuchte Waldemar. Mehr brachte er nicht hervor.

„Es steckt ein Komödiant in dir. Ich hab's immer gesagt. Du spielst ausgezeichnet!"

„Ich habe dir telephoniert!"

„Mir? — Nicht daß ich wüßte!"

„Wahr?"

„Natürlich! — Kein Mensch hat mir heute telephoniert!"

Waldemar schlug die Hände zusammen:

„Dann hat das neue Zimmermädchen — —"

„Ich habe doch gar kein neues Zimmermädchen!"

„Als du am Tennisspielen warst — —"

„Ich habe noch nie Tennis gespielt!"

Waldemar griff sich mit beiden Händen an die Stirne.

„Da kann man wahnsinnig werden! Heute nachmittag habe ich dir telephoniert, ich erwarte dich um acht Uhr vor dem Kasino. Mir wurde geantwortet, du seiest eben auf dem Tennisplatz, doch würde die Kommission ausgerichtet. So steht die Sache und nicht anders!"

„Ich werde noch heute abend mein Zimmermädchen befragen!"

Waldemar nickte.

„Was ist das für eine Dame?"

„Wo — ich sehe keine!" und Waldemar drehte sich auf den Absätzen.

„Die Dame, die dir so hübsch Gesellschaft leistet!"

Waldemar machte eine geringschätzige Miene.

„Oh, — eine weite Verwandte, ganz entlegen, weißt du." —

„Aha, — wie heißt sie denn?"

„He?"

„Wie sie heißt?"

„Sophie!"

„Der Name paßt zu ihr! — Sie ist ganz geschmacklos gekleidet! — Nun?"

„Ja?"

„Du kannst dich ja mit der Dame zu uns setzen!"

Waldemar kannte Ellas Taktik zur Genüge.

„Geht leider nicht! — Die Dame erwartet ihren Mann."

Ellas Augen glänzten.

„Sie ist verheiratet?"

„Gewiß!"

Bei diesem „Gewiß" fühlte Waldemar Gewissensbisse. Aber er war über die kleine Notlüge froh. Der Sieg war sein.

„Nun", sagte Ella und bot Waldemar die Hand zum Kuß, „ich will nicht stören. Auf Wiedersehen."

Sie ging. Waldemar schaute ihr nach und verglich ihren Gang mit dem Gang der andern Ella. Er sah, daß sich ihre Bewegungslinie über den Hüften abbrach und fand ihren Gang unschön. Langsam kehrte er nach der Terrasse zurück. Bevor er auf die Terrasse trat, blieb er stehen und sah nach dem kleinen Tischchen, an dem er Ella gelassen hatte. Ein mächtiger Ruck durchfuhr seinen Körper. Sah er recht? — Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und schaute wieder. Tatsächlich! — Ella war nicht allein! Ein Herr lehnte am Geländer und sprach mit ihr. Ella schien sehr aufgeregt, der Herr sehr verwundert. Waldemar näherte sich dem Tischchen und blieb hinter einer Säule stehen. So wurde er Zeuge eines Gespräches, das ihm fast den Verstand raubte.

„Das Zimmermädchen ist allerdings erst seit zwei Tagen bei mir!" hörte er Ella sagen. Er mußte sich an der Säule festhalten, um nicht zu fallen.

„Und macht sich schon am zweiten Tag über dich lustig? — Na, ich gratuliere!" sagte der Herr, ein nicht unschöner, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann.

„Das ist doch nicht möglich", sprach Ella, „sie hat doch deinen Namen noch nie gehört! Wie kommt sie denn auf deinen Namen? — Das ist mir unbegreiflich! — Du hast telephoniert."

Waldemar fühlte, wie seine Kniee zitterten.

„Ich? — Nochmal, nein! Soeben komme ich von der Bahn. Ich war ja den ganzen Tag auf Reisen. Bist du sicher, daß die Zofe den Namen recht verstanden hat?"

„So?!" Ella flammte auf. „Glaubst du vielleicht, daß andere Herren mir Rendez-vous geben."

Der Herr lächelte und blickte nach dem zweiten Stuhl und dem halbleeren Glas.

„Wenn mich meine Augen nicht trügen? — —"

„Einerlei, — du sollst büßen! Punkt acht Uhr war ich vor dem Kasino und habe gewartet, gewartet! — Kein Herr Berger! — Da ließ ich mich von einem Herrn einladen."

Zum Glück war ein Stuhl in der Nähe, sonst wäre Waldemar so lang wie er war zu Boden gefallen. Er fiel auf den Stuhl.

Zimmermädchen, seit zwei Tagen im Dienst, Telephon, acht Uhr, vor dem Kasino, Berger!!!???

Das war ja zum wahnsinnig werden. Er sah alles doppelt.

„So, — nun, es ist gut so!" hörte er den Herrn sagen. „Ich wiederhole: Ich habe dir nicht telephoniert und somit auch kein Rendez-vous geben können."

Ella trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Als ich vom Tennisplatz zurückkam, sagte mir das Zimmermädchen, Herr Berger habe telephoniert und erwarte mich punkt acht Uhr vor dem Kasino."

Waldemar glaubte zu träumen. Die Terrasse drehte sich im wilden Tanze um ihn. Er kniff sich in die Schenkel. Er fühlte den Schmerz, also träumte er nicht, also war alles wahr! Tennisplatz! Der Verstand stand ihm still!

Nach einigen Minuten entfernte sich der Herr. Waldemar erhob sich und taumelte nach dem Tischchen. Er nahm schwerfällig Platz und leerte mit einem Zug sein Glas.

„Geht es besser?" erkundigte sich Ella wohlwollend. Waldemar glaubte eine Stimme aus dem Tibet zu hören.

„Ich hatte sehr Angst, Herr Berger."

War das chinesisch?

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Markus Berger, mein Herr."

Das war Deutsch, reines Deutsch. Waldemar schaute an dem Herrn empor. Es war der Herr, den er vorhin im Gespräch mit Ella gesehen hatte. Ella war sprachlos.

„Die Dame ist meine Verlobte, mein Herr!" sagte Markus Berger. Es lag etwas Drohendes in seiner Stimme. Ella hob den Kopf und blickte Markus an:

„Keine Szene, Markus!"

Ein wilder Tanz von Worten tobte in Waldemars Gehirn:

Telephon, Ella, Zimmermädchen, Tennisplatz, acht Uhr, Kasino, zwei Ella, — zwei Berger — — —. Plötzlich kam er zu sich. Das Blut schoß in seine seit einer Viertelstunde blassen Wangen, seine Augen lachten und mit deutlicher, fester Stimme sagte er, den Herrn anblickend:

„Mein Name ist Dr. Waldemar Berger, Advokat. — Sie wünschen, mein Herr?"

Das klang geradezu herausfordernd.

„Bitte, meine Herren", sagte Ella, „vergessen Sie den Ort nicht! — Was fällt dir ein, Markus?"

Waldemar war alles klar. — Er setzte seine Berufsmiene auf und sagte:

„Mein Fräulein, Sie sind das Opfer einer falschen Verbindung!"

Markus Berger starrte den Advokaten mit weitgeöffneten Augen an.

„Ihre Telephonnummer ist 16.28, — nicht?"

Ella verstand nichts mehr. Sie nickte nur.

„Mein Herr", wandte sich Waldemar an Markus, „ich bitte um Entschuldigung. Die ganze Sache ist höchst einfach und beruht auf einer falschen Verbindung. Einen Augenblick, bitte!"

Er erhob sich und begab sich nach dem Tisch, an dem Ella mit ihrem Vater saß und bat sie, einen Augenblick an seinen Tisch zu kommen.

Dort stellte er Fräulein von der Weid vor und erklärte, nachdem alle abgesessen waren, die fatale Telephongeschichte. Das Lachen wollte kein Ende nehmen, doch dünkte es Waldemar, daß Fräulein Wills Lachen (er hatte inzwischen ihren ganzen Namen erfahren) nicht so echt war wie es klang und fühlte, daß auch sein Lachen nicht ehrlich war.

Man trennte sich nach einer halben Stunde. Waldemar spürte noch lange den Druck ihrer Hand. — — —

*

Die Telephongeschichte wurde ruchbar und als einige Monate später die Eheverkündigung des Berger, Waldemar, mit Wills, Ella, in der Zivilstandsspalte des Tagesanzeigers stand, lächelten die Eingeweihten und sagten:

„Falsche Verbindung!"

Die kleine Eva. 10

Roman von C. Fraser-Simson.

Nach einigen Minuten kehrte Smith mit den Schreibutensilien zurück.

„Was soll ich schreiben?" fragte Peter.

„Schreiben Sie, daß Sie Ihrer Frau einen Freund schicken, der krank war und Erholung nötig hat."

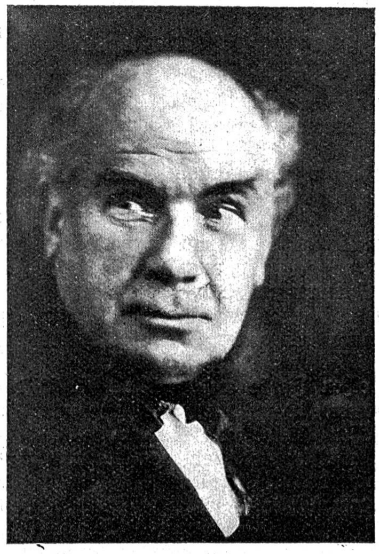
„Es scheint, daß Sie sich schon alles ausgedacht haben, oder nicht?"

Smith gab keine Antwort, und Peter setzte sich nieder und schrieb die verlangte Einführung.

„Noch etwas, das ich beifügen soll?"

„Was Sie wollen, wenn es nur natürlich klingt."

„Nun, das wird wohl natürlich klingen", stieß Peter hervor. „Mir fällt sonst nichts ein, als sie noch einmal an die Blumenzwiebeln zu erinnern. Das ist natürlich genug, denn sonst vergißt sie's sicher. Und der Auftrag muß jetzt gegeben werden, damit wir die kriegen, die wir wollen."



† Eugen d'Albert,
der kürzlich verstorbene Komponist und Pianist. Von seinen Kompositionen ist die Oper „Tiefland" die bekannteste.

So geschah es, daß Eva ihre zweite Warnung erhielt.

Als Peter wieder allein war, richtete er alle seine Gedanken auf den Fluchtplan. Zuerst untersuchte er die Tür. Sie war massiv und hatte ein gutes Schloß. Ein geschickter Schlosser mit den nötigen Werkzeugen wäre wohl schnell damit fertig geworden. Aber Peter, ohne Werkzeug und ohne jede Erfahrung in dieser Tätigkeit, machte erst gar keinen Versuch.

Blieben nur noch die Fenster. Er prüfte die Schrauben, mit denen der schweigsame Mann, den er in seinen Gedanken Robinson nannte, die Eisenstangen befestigt hatte. Sie waren bis zum letzten in das Holz hineingedreht, und ohne Schraubenzieher oder ein ähnliches Instrument schien es unmöglich, sie zu bewegen.

Das andere Ende der Eisenstange sah ein wenig hoffnungsvoller aus. Die Schrauben waren alt und waren offenbar schon seit Jahren da. Sie hatte runde, vorstehende Köpfe, und es war viel leichter, für sie einen Schraubenzieher zu improvisieren, da die Breite nicht in Betracht kam und das Werkzeug lediglich in den Falz passen mußte.

Peter wanderte durch das Zimmer in der Hoffnung, irgend etwas Brauchbares zu entdecken. Die ganze Zeit über konnte er die Neugierde nicht aus dem Kopf bringen, welches wohl seine Fluchtaussichten wären, wenn er erst die Laden offen hatte. Wahrscheinlich lag das Haus auf dem Lande, sonst hätte man etwas von dem Lärm des Verkehrs hören müssen. Aber er wußte ja nicht einmal, in welchem Stockwerk er gefangen war oder was sich unter den Fenstern befand.

Anderseits war das Zuschrauben der Laden bezeichnend und wies darauf hin, daß er einmal draußen auf irgend eine Hilfe rechnen konnte. Vielleicht war da ein Balkon oder das Dach einer Vorhalle, auf das er sich herablassen konnte.

Auf dem Boden entdeckte er einen rostigen Nagel, mit dem er die eingetrocknete Oelfarbe aus den Falzen der Schrauben herauskratzte. Aber damit war er am Ende seiner Weisheit, denn irgend etwas Schraubenzieherähnliches konnte er nicht finden.

Erst am nächsten Nachmittag — es war nun schon Mittwoch — stieß er auf ein brauchbares Werkzeug. Näm-